



6. Fortsetzung.

Lachend sah Dorst hinter ihm her. Sie wundert sich über diese Schmelzeleien, Dorst merkte. Landesflotte. Die blühen in tropischer Fülle, wie die Schmarotzerblumen, die Orchideen...

Der Inhalt jenes bringenden Ferngesprächs mußte für Waller von höchster Wichtigkeit und sehr erregend gewesen sein. Als er mit kaum verhaltener Wut den Apparat eingehängt und zu Merker getreten war, verzerrte das gewohnte Lächeln ein schabasses Gesicht.

Seine Stimme bebte: Eine bringende geschäftliche Angelegenheit ruft mich nach Bogota. Ich muß sofort hin. Vielleicht erreiche ich noch das heutige Flugzeug. Ohne Zwischenlandung in Medellín bin ich in fünfzig Minuten dort. Weiter hat er Merker, die laufende Angelegenheit bei einem Kunden allein zu regeln und bei der Antioquia-Bank vorzusprechen.

Spätestens Montag bin ich zurück. Wir verlieren nicht viel Zeit. Am Wochenende ist geschäftlich wenig los. Sehen Sie sich inzwischen die Gegend ein wenig an. Das Caucajal, wo Milch und Honig fließt. Es lohnt sich, und vergessen Sie Quindío nicht. Reizvolle Pfahlbauten und Negersütten. Und vor allem La Cumbre. Entzückender Aussichtsort in den Korribieren. 1580 Meter hoch — in der kalten Zone. Blendendes Hotel. Eleganz — schöne Frauen — hm ja. Was Sie wollen...

Für Montag hatte man sich verabredet. Er hatte einen überstürzten Abschied gegeben. Waller kam eben zur Zeit zum Flugplatz. Auf dem Rollfeld der Stadtaerostraße das gewohnte Getriebe vor dem Abflug. Knappe Besuche schalteten. Die Kabinentüren wurden geschlossen.

Waller sah die Hände griffen zu, rissen die Tür auf, schoben Waller auf den Sitz. Dort knallte die Tür ins Schloß.

Im gleichen Augenblick begannen die Propeller ihr brausendes Lied. Es ging vorwärts, empor. Im schnellen Schwingen schraubte die Maschine sich zur Höhe. Die Erde sank. Wie ein Traum ruhte das Caucajal. Bräunender Wald, prächtige Weiden. Schmal, in silbernem Beglitzer schlängelte der Caucajal in der Tiefe. Die ungeheuren Gebirge der Korribieren mit ihren gewaltigen Höhen rückten näher. Mehr als hunderttausend Meter schwebte das einsame Flugzeug über der Erde, trieben Menschen zwischen Himmel und Erde.

Waller sah nichts vom Zauber dieses Fluges. Seine verblüffte Miene verriet unbehagliche Gedanken. Die bevorstehende Unterredung beunruhigte ihn. Wenn er nur wüßte, warum er den Flug unternahm. Umsonst. Die Antwort würde er erst am Ziel erfahren.

Die bringende geschäftliche Angelegenheit hieß Juanita Leonbra, eine mondäne Frau, Partisanerin. Eine mittelgroße schlank, sehr bewegliche Erscheinung, in deren Bewegungen eine keltische Mischung von Anmut und einer fremdartig wilden, aufreizenden Sinnlichkeit lagen. Das Erbe eines Milchblutes, das sich auch im Neuen verriet. Der natürliche freie Stolz ihrer Haltung mochte unlegbar als Zugabe spanischer Blutes gelten, während das tabakenschwarze, krause Haar und die olivensfarbige Färbung im Gesicht der Haut indianischer Herkunft sein mochte. Ihr entflammte auch die geschmeidige, raublerähnliche Lautlosigkeit der gleitenden Schritte, als sie tadellos — und vollkommen

unhörbar — über den von keinem Teppich bedeckten Holzboden ging. Im Vorübergehen blieb sie regelmäßig sekundenlang vor dem Spiegel stehen, in den Anblick ihres Gegenübers versunken. Dann tupfte sie Puder über das schon viel belegte Gesicht oder färbte die nach Landesflotte knallroten Lippen noch greller. Und nicht sich besorgend zu. Ihr lächelnder Blick entzündete sich am eigenen Bild. Das Bewußtsein ihrer Schönheit gab ihr die Gewißheit eines kommenden Sieges, den sie erringen wollte und erringen würde.

Nichts entging ihr. Beim geringsten Geräusch auf dem Flur lauschte sie gespannt. Und hielt in ihrer Wanderung sofort inne, als ihr scharfes Ohr einen wohlbelannten Tritt vernahm. Ihre Farbe wechselte unter dem Puder, als er vor der Tür anhielt. Eine feste Hand öffnete den Flur.

„Liebster!“ Ein laudender Schrei, und sie stürzte Waller freudestrahlend entgegen, umklammerte seinen Hals und überschüttete ihn mit leidenschaftlichen Küßlichkeiten.

„Kuh...“ Waller löste sich widerwillig aus der Umschlingung und trat schroff zurück. Er kreuzte die Arme über der Brust, sein Blick war hart und durchdringend, seine Stimme spöttisch:

„Run?“ Betroffen forschte sie in seinen Zügen, unsicher, was diese ungewohnte Abwehrbedeutete bezog.

„Es ist kein freundlicher Empfang.“ In ihrer Stimme tönte ein lebendes Wirren, was die spanischen Laute noch klangvoller und einbreitender machte.

„Er entspricht durchaus deinem Abschied.“ Die kurzen Worte trafen eine üble Erinnerung in ihr.

„Was verstellst du davon. Auch das Gefühl kann einmal irren. Du weißt doch... die Liebe treibt uns — zum Guten und zum Schlechten. Steh nicht so steinern, Liebster“, trat sie ihm schmeichelnd näher. Sie redete sich selbst in den Hüften — Waller war größer als diese Argentinierin — und legte ihre Hände mit sanfter Gebärde auf seine Schultern, zwang seine Augen, sie anzusehen. Ein trunken, begehrlisches Lachen juckte ihm entgegen. Eine altvertraute Blut flieg in ihm auf wie ein, wenn sie ihn verrückt und willenlos gemacht hatte. Unfassbar zart strich sie über seine gekrümmte Stirn:

„Wie höflich das ist. Zum Fürchten, Liebster. Laß mich die Falten fortzupfen“, neigte sie sich gegen ihn, versuchte seinen Kopf zu sich herabzuziehen. Und küßte seinen Nacken in Abwehr gestrafft.

„Laß die Pölsen.“ Eine dumpfe Note flog über ihr Gesicht. Welch eine unerhörte Demütigung. Verstimmt! Das Bewußtsein traf sie wie ein Peitschenhieb. Unwillkürlich griff sie mit graulichem Lächeln in den faltigen breiten Gürtel und — zog die leere Hand wieder hervor. Nein! dachte sie, auch heute will Zeit zum Reisen haben, und vielleicht brachte sie doch alles zum guten Ende.

„Warum kommst du her? Ich dachte, der reiche Kreole...“ „Ach, der. Den habe ich längst vergessen, ein Fiß war er.“ „Wie die vielen anderen. Darf man den Grund wissen?“

„Weil ich ihn nicht liebte, sondern immer nur dich geliebt habe“, sagte sie gelassen und zuckte gleichmäßig die Achseln. „Du glaubst mir nicht, das ist unecht von dir, mein Lieber, denn ich sage die reine Wahrheit...“

„Nein, du läst...“ „Ich will sterben...“, leßt... gleich... auf der Stelle, wenn es nicht die lauterere Wahrheit ist...“

„Du, was du willst!“ erwiderte er barsch. „Nur verlange ich Antwort auf meine Frage: warum bist du hergekommen?“ Sekundenlang senkte sie den Kopf, duckte ihn tief zwischen den Schultern. Das stehende Feuer eines flammenden Passes verbrannte sie. Und doch. Der Mann ihr gegenüber sollte nicht wissen, was in ihr vorging, sie durfte sich nicht verraten. Denn sie brauchte ihn.

Nach kurzem Schweigen hatte sie den Sturm in ihrem Innern überstanden. Ganz sanft sprach sie weiter, seinen Einwurf überhörend:

„Neue ist über mich gekommen. Ich will gutmachen, was ich an dir geliebt habe. Nur nimm mich wieder bei dir auf, laß mich an deiner Seite leben, als deine Geliebte, als deine Frau. Es ist mir ganz gleich.“ Unverwundet sank sie vor ihm in die Knie: „Sei barmherzig, ich flehe dich an, inwiefern bitte ich dich; ich kann ohne dich nicht leben.“

Statt einer Antwort lachte er laut und höflich. „So plötzlich? Du spielst keine Rolle gut, leider kenne ich das Bild hinter den Kulissen, wie du weißt...“ Sie zuckte zusammen. Vor ihren Augen wurde ihr rot. In ihr tobte es: Schlag ihm die Faust ins Gesicht... zertrübe es ihm, spei ihn an! Gleichzeitig dachte sie verzweifelt, gib das Spiel nicht auf. Sei klug. Beherrsche dich. Und es gelang ihr, ihn zu täuschen. Aber die wilde Erregung ätzte in ihren Worten: „Alles soll schöner werden, besser, Liebster. Hast du vergessen...?“

„Es würde mir schwer fallen, zu vergessen. Deine Juanita Leonbra, die mich mit ihren Teufeleien zu ihrem Sklaven machte, die meine Sinne umnebelte, bis ich... sie — heiratete. Klar ist, und für eine Juanita lud ich einen Mafel auf meinen Namen.“ Wallenbitter klang es, als er auf ihre ringelbedehnten Hände deutete. „Schuld liegt an diesen Steinen, Schuld. Und diese Frau, der ich alles opferte, ging mit einem anderen durch, als ich nicht mehr hatte und das Schuldgefühl wankte. Und bei der Scheidung war es dieselbe Juanita Leonbra, der ich meinen Namen abkaufte. Du wirst dich überzeugen, ich habe nichts vergessen. Soll ich fortfahren?“

„Etwas Lauerndes kam in ihre Züge.“ „Und wenn ich mein Recht auf den einstigen Namen geltend mache, ihn als geschiedene Frau brauche, wer kann mich daran hindern?“

„Das wirst du nicht tun. Niemals“, sagte er schnell. „Dahin wüßte niemand um unsere Heirat, weil du es nicht wünschtest oder was weiß ich warum nicht. Du machtest nur von ihm Gebrauch, wenn du Geld brauchtest, Einkäufe — auf meinen Namen machtest. Aber ich kaufte ihn dir bei der Scheidung ab, nach Strich und Faden. Mit dem Versprechen, meinen Weg nicht mehr zu kreuzen und niemals nach Kolumbien zu kommen. Soll ich dir sagen, wieviel Pefos ich dafür zahlte? Es waren...“

„Wozu? In der Krisezeit wurden sie entwertet.“ „Endlich. Du brauchst also Geld.“ Die Feststellung klang eifrig.

„Aber, bitte, wollen wir uns nicht leben“, lud sie ihn mit einer lebenswürdigen Handbewegung zum Sitzen ein, als läge nicht das mindeste zwischen ihnen. Verblüfft blickte er sie an — und gehorchte. Nun sah er die Schale mit Nischereien stehen, die er damals bevorzugte, jene Dulces und kleines Badewort. Schlange.

„Sie wünscht sichlich bestimmte Erinnerungen in ihm aufzuwecken. Ihr Wesen verlor seine vorübergehende Wildheit. Mit fraglicher Hingebung umsorgte sie ihn, suchte seine Lieblingsfrüchte, legte sie ihm auf den Teller. Spöttisch verfolgte er ihr Tun.“

„Gib dir keine Mühe, Juanita.“ „Du behandelst mich undankbar, als ich es verdiente“, kam ein verhaltenes Weinen in ihre Kehle.

„Immer besser. Du drehst den Esch um. Der einzige, der zu Vorwürfen berechtigt wäre, bin ich... und nicht eine wortbrüchige Frau.“

„Verholbo!“ Haß, Empörung, Drohung ballte sich in diesem einen Schrei.

Seine Züge wurden hochmütig, überlegen. „Laß uns die Dinge beim Namen nennen. Eine Juanita Leonbra kennt nur einen Preis, gleichviel, ob es sich um ihren Beruf, ihre Ehre oder die Liebe handelt: Geld. Den anderen hast du wohl auch ruiniert?“

„Ich bin dir keine Rechenschaft schuldig“, trostete sie. „Nein. Doch will ich endlich den Grund deines Kommens wissen.“

In ihren Zügen arbeitete es. Sie suchte sichlich nach einem Ausweg, einer Möglichkeit, ihn umzustimmen. „Ich war krank, Verholbo...“, Krankheit ist kostspielig. Ich konnte nicht auftreten, und meine Ersparnisse waren schnell aufgebraucht. Jener Lump...“

„Wie dich sitzen und tat recht daran.“ „Zufällig bot mir das Vermittlungsbüro ein Engagement nach Bogota an unter sehr günstigen Bedingungen. Freie Station und Getränke, anständige Waage.“

„Und dein Wort, nicht nach Kolumbien zu kommen?“

(Fortsetzung folgt.)

Carlson wurde Eliencranz

Das Geheimnis des Pflege Sohns — Romantik und Wirklichkeit — Und ein Modell wurde Baronin

Stig Carlson war neben drei Töchtern der einzige Sohn einfacher, christlicher Leute aus Stockholm. Nachdem er die Realschule absolviert hatte, arbeitete er in einem Laboratorium bis zum Militärdienst. Danach versuchte er es mit einem Holzgeschäft, das aber nicht recht florieren wollte. Das konnte den mutigen stattlichen jungen Mann nicht abhalten, seine Jugendliebe, die hübsche Viola heimzuführen, die mit zum Unterhocke beitrug, indem sie abends Modell stand.

Die jungen Leute hatten es nicht leicht, denn es wollte Stig nicht gelingen, eine feinen guten Anlegen entsprechende Stellung zu finden. Eines Tages bei seinen Eltern zu Besuch, plante er, gleichsam einer Eingebung folgend, die Schreibstiftung und erblühte dort unter anderen Papieren die Matrilineal seines Vaters. Achtlos nimmt er sie zur Hand, aber plötzlich ruht er: wohl stehen hier die Schwägerin aufgeführt, aber sein Name fehlt. Am nächsten Morgen geht er aufs Pastoral (das in Schweden die standesamtlichen Funktionen vertritt), und hier wird ihm eröffnet, daß er in den Kirchenbüchern als „von unbekanntem Eltern“ stammend geschrieben steht. Die Eltern, die er 24 Jahre lang für seine lieblich angelehnt, sind nur seine Pflegeeltern.

Diese können ihm auf seine Fragen nur wenig Aufklärung geben: Durch eine bekannte, inzwischen verstorbene Frau als Mittelsperson wurde ihnen das Kind anvertraut. In früheren Jahren ist auch durch sie regelmäßig ein Erziehungsbeitrag gezahlt worden. Die Pflegeeltern vermutet, daß die richtigen Eltern hochgestellte Personen seien und begünstigt die Nachforschungen des Pflege Sohns, der von einem unermüdbaren Rechtsanwalt unterstützt wird. Es gelang, die Töchter der verstorbenen Vermittlerin ausfindig zu machen, mit deren Hilfe schließlich festgestellt wird, daß die richtigen Eltern Baron und Baronin Eliencranz gewesen seien, die nur ihren ältesten Sohn behielten, die beiden anderen an fremde Leute gaben.

Aber der Baron und die Baronin lebten nicht mehr und auch der älteste Sohn war gestorben. Der zweite, der mit zwölf Jahren zurückgenommen wurde, hatte inzwischen das Erbe angetreten und überdies von einem verstorbenen Onkel den Erbschaft geerbt. Nur Stig war im Dunkel geblieben.

Nachdem der Adokat seiner Sache ganz sicher war, wurde eine Zusammenkunft mit dem ziemlich verdutzten jungen Grafen herbeigeführt. Dieser zeigte sich wenig erfreut über das plötzliche Auftreten eines unbekanntem Bruders, der als jüngere Linie den Freiherrentitel beanspruchte. Nun entspann sich ein Prozeß, in dem der Graf zu beweisen suchte, daß Stig nicht der Sohn des Baron Eliencranz sei. Aber das half vor Gericht nichts, da Stig in bestehender Ehe geboren war, und so wurde ihm gestattet, sich Eliencranz zu nennen und den Titel eines Barons zu führen, welches Urteil der Graf natürlich angefochten hat.

Was hier erzählt wurde, ist nicht Romantik, es ist Romantik der Wirklichkeit, und die kleine, hübsche Frau Viola

hat gesagt, daß schon einmal eine Kollonin von ihr, die auch in der Kunstakademie Modell stand, Baronin geworden sei, allerdings auf längst nicht so romantische Weise wie sie.

Die Natur als Drucker

Zu allen Zeiten haben die Jäger Spuren und Fährten des Wildes unterzogen und verfolgt und sich damit ein wichtiges Hilfsmittel zuzunehmen gemacht, das die Natur selbst ihnen gleichsam als Drucker darbietet. Derartige Naturerfindungen zeigen sich auch beim „Pressen“ und Trocknen von Pflanzen in Herbarien, in denen die Spuren des eigenen Salzes der Blätter jedoch nur in Andeutungen hervor treten, so daß zur Veranschaulichung mit Farben nachgeholfen werden muß. Diese Beobachtungen haben aber schon vor dem Bekanntwerden der Buchdruckerkunst dazu geführt, die Natur als Drucker zu benutzen. In einer Festschrift der Salzburger Studienbibliothek, die von 1425 datiert ist, finden sich Pflanzenabdrücke, die denen es gelungen ist, in die Pflanzenstängel mit grüner, zum Teil auch mit schwarzer Farbe zu bedrücken und dann auf Papier abgedruckt

wurden, recht deutliche und wirksame Pflanzenabdrücke zu erhalten. Diese Kunst ist im 16. und 17. Jahrhundert noch öfters verwendet worden, und es gibt eine ganze Reihe von Werken, die klare Pflanzenabdrücke enthalten. Die auf diese Weise gewonnenen wurden. In allen Fällen handelt es sich um direkte Abdrücke, die man durch Bestreichen der Pflanzen oder Pflanzenstängel mit Farbe und Pressen auf Papier erzielte.

Ein indirektes Verfahren wurde um die Mitte des 19. Jahrhunderts von dem Direktor der Wiener Staatsdruckerei, Alois Ruer, dem Vater des Erfinders des Auerlichtes, ausgearbeitet und in einer Schrift „Die Entdeckung des Naturerfindungsdrucks“ beschrieben. Bei dieser Methode wurden Pflanzen zwischen Metallplatten einem hohen Druck ausgesetzt, wobei sich die Blätter und andere Pflanzenteile in der aus Blei bestehenden weichen Platte einprägten. Diese Methode wurde bei einigen umfänglichen botanischen Werken, so der fünfbändigen „Phytotopia plantarum austriacarum“, angewendet. Ein ähnliches Verfahren hat der deutsche Goldschmied Peter Kroll ausgearbeitet und sehr schöne Naturdrücke erzielt, und auch in neuerer Zeit wurde ein verwandtes Verfahren von Otto Krüger empfohlen.

Schicksal / Don Ch. Ericsson

„Ja — aber ich habe es — sehr schwer geholt“, flüsterte sie.

„Darfst du krank?“ „Nicht direkt.“ Sie lehnte sich im Stuhl zurück. Nun mußte sie alles sagen.

„Gleich nachdem du fort warst, reißte ich zu meinem Onkel.“

„Dem Admiral?“

Sie nickte. „Ja. Abends brachte er wichtige Akten mit nach Hause. Eines Nachts hörte ich ein Geräusch und ging hin, um nachzusehen, was es sei.“ Sie zitterte, als sie weiter berichtete: „Es war ein Mann im Arbeitszimmer meines Onkels. Er hatte den Schreibtisch aufgedreht und eine Taschenkarte in der Hand, ich sah, wie er damit beschäftigt war, ein großes Kuvert des Geheimdienstes zu öffnen. Ich nahm an, es seien wichtige Papiere in dem Kuvert, und man verlaute, sie zu beschaffen. Später berichtete mein Onkel mir, der Briefumschlag hätte nichts von Wert enthalten. Aber das wußte ich nicht. Ob ich schreie, weiß ich nicht, ach hätte ich doch geschrien!“

Sie stützte den Kopf in die Hand und schluchzte. „Ich ging auf ihn los, Gerhard.“

„Du warst immer mutig, sehr mutig. Er tat dir doch nichts?“

„Ja, er verwundete mich.“

„Schmerzt Irma?“

„Ich spreche auf ihn zu. Er aab nicht acht, und wir fielen beide“, sie lachte bitter. „Ich wußte gar nicht, daß ich soviel Kraft hatte. Ich schreie dann und rief und suchte ihn zu würgen.“

„Armer Liebster.“

„Einen Schmerz empfand ich nicht, merkte nur, wie etwas